

# Deutscher und französischer Geist

Autor(en): **Brock, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **22 (1942-1943)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158952>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unsere öffentlichen Instanzen und Organisationen aber schwer belasten“, so erfordert dieses scharfe Urteil eine ebenso scharfe Nutzenanwendung gegenüber ähnlichen Volksbegehren. Indessen wollen wir hier nicht den Degen der Polemik ergreifen. Es gibt heute wirklichkeitsnahe Probleme in Fülle, welche die Zusammenarbeit Aller erfordern und dem Streit der Worte und Normen keinen Raum gewähren. So möge denn jener wackere Mann aus dem Volke das letzte Wort behalten, der uns im Gespräch erklärte, er erachte den Mehranbau in der Landwirtschaft für wichtiger als die Vermehrung der Regierungssessel. „Es ist gescheiter,“ sagte dieser nüchterne Sohn Tells, „Kartoffeln zu pflanzen statt Initiativen zu gebären!“

## Deutscher und französischer Geist.

Von **Erich Brock.**

Daß das Verhältnis Deutschland = Frankreich politisch das Problem des festländischen Europas bedeutet, ist seit langem erkannt. Weniger Allgemeingut ist, daß auch das geistige Verhältnis von Deutschland und Frankreich die geistige Grundspannung Europas in sich birgt. Diese Spannung hat natürlich eine negative und eine positive Seite. Geschichtlich ist die negative Seite, die der gegenseitigen Verfeinerung und daraus folgender Streitigkeiten auf Leben und Tod, in der Neuzeit vorherrschend. Es liegt ganz im Wesen des Verhältnisses, daß die Verfeinerung meistens stärker in der West-Ost-Richtung verlief, während in umgekehrter Richtung eine oft geradezu gerührte Verehrung durch lange Zeiten vorwog. Das kommt daher, daß der Franzose die geschlosseneren Geistesgestalt besitzt, welche zwar auch den Hinzutritt fremder Dimensionen braucht, um nicht in maßstablose Verflachung zu versinken, jedoch diesen Hinzutritt leichter als Bedrohung ihrer Geschlossenheit empfindet und daher unbewußter aufnehmen muß. Auf deutscher Seite wurde Frankreich immer wieder von weiten Kreisen in die sehnsuchtsvolle Liebe mit eingeschlossen, welche der Mensch des Nordens für jene Geistesart empfindet, die sich, seinem großen Bruch, seinem nie begnügten Unendlichkeitsstreben gegenüber, auch in geistiger Hochform eine glückliche Rundung von Natur und ihrer Naivität zu wahren mußte. Diese historische deutsche Frankreichbegeisterung ist im Grunde eine Abart der deutschen Italiensehnsucht.

Das Verhältnis des deutschen zum französischen Geiste ist also so tief wesentlich, daß auch unter allen Feindseligkeiten doch eigentlich jederzeit ein verborgenes Einströmen von geistigen Einflüssen in beiden Richtungen da war. Ja bei Betrachtung der Dialektik, welche sich darin auslebte, ist die Gefahr gerade die, daß jenes Wesentliche uns in allzu elementarer

nackter Begrifflichkeit erscheinen will. Es ergibt sich dann nichts als eine umfassende Schlagwortbildung, und die Schlagwörter werden leicht zu Schlagwaffen. Das primitive Gerede von „Statisch und Dynamisch“, „Klassik und Romantik“, in dem ein wesenhafter Kern unleugbar ist, führt leicht zu dem noch gröberem Unsinn vom „gewaltgläubigen militaristischen Herdengeist“ gegen „geiziges verfallenes Bourgeoisium“. Mit derlei ist nichts anzufangen als Pöbelgeschrei zu inszenieren. In den Diskussionen der Zeitungen wirken solche Etiketten nur als Verewigung alter Vorurteile, welche die fruchtbare Wirklichkeit verdecken, auch wo sie kritisiert werden muß — die Wirklichkeit des Fremden, aber auch die des Eigenen. Ganz besonders verhängnisvoll wirkt sich das aus, wenn der uralte Trick aller solchen Polemiken dazu tritt, den Idealtyp des Eigenen gegen den Durchschnitts- oder gar geringsten Typ des Fremden auszuspielen. Und will man mit Fruchtbarkeit diejenige Typisierung vornehmen, die sich hier aufdrängt und auch weiterführen kann, so ist die Voraussetzung ein reiches und lebendig wachsendes Material aus allen Schichten des Geistes und Lebens, mit dem die Theorie immer wieder neu konfrontiert wird. Eine weitere Voraussetzung ist, daß man überall das Positive sieht, bis zur Liebe, dies aber nirgends in blinde, kritische und würdelose Verliebtheit ausartet — weder dem Eigenen noch dem Fremden gegenüber. Unter diesen Bedingungen bemerkt man, daß nirgends zwischen den großen Kulturen kahler Parallelismus oder reine Gegensätzlichkeit der Begriffe herrscht, sondern daß überall Reichtum, Verwicklung, gegenlaufende Unterströmungen, Einzigartigkeit jeder Erscheinung mitanwesend ist. Das entspricht auch der völkischen und rassischen Zusammensetzung beider Völker. In Deutschland kommt besonders der konfessionelle Gegensatz hinzu, um das Bild durch verwirrende und sich kreuzende Polarisierungen zu bereichern.

Natürlich ist überhaupt besonders bei großen Völkern, deren Bereich starke landschaftliche, klimatische, anthropologische, mundartliche, geschichtliche Unterschiede übergreift, der maßgebende geistige Typus entweder ein partikulärer, der für das Ganze als repräsentativ angesehen wird, oder eine ideale Zusammenfassung in der Wirklichkeit zerstreuter Eigenschaften. So sieht sich der Deutsche in seinem geschichtlichen Selbstbewußtsein, insbesondere in der Auseinandersetzung mit romanischen Völkern, hauptsächlich als Menschen des Nordens, obwohl echt deutsche Erscheinungen wie Mozart oder Lessing zweifellos dabei allzusehr an die Peripherie zu stehen kommen. So sieht sich andererseits der Franzose hauptsächlich als Menschen der Mittelmeerlandschaft, obwohl seine Kultur führende Geister von ausgesprochen nordhaftem Charakter umfaßt. Wir vermeiden das Wort „nordisch“, um die hier nicht allein ausschlaggebenden Rassenbegriffe fernzuhalten. Es scheint uns vielmehr zweckmäßig, von einer andern Schicht auszugehen, derjenigen der „Landschaft“, wobei dies Wort verstanden wird in der heute oft üblichen, halb übertragenen Bedeutung einer schwebenden

Einheit zwischen dem Naturbild, welches auch vom Menschen mitbearbeitet ist, und dem Kulturbild, welches auch von der Natur mitvorgeformt ist. In diesem Sinne ist zweifellos die deutsche Kultur vorwiegend von der nördlichen Landschaft geprägt, die französische vom Mittelmeerraum. Daher der französische Zug auf Form, Umriß, Bordergrund, Klarheit, Abgesetztheit, Begrenzung. Das Licht formt die Grundelemente dieser Landschaft, es setzt die Dimensionen hart voneinander ab und verleiht den Dingen scharfe Konturen. Der Franzose ist Augenmensch. Der Deutsche lebt in einer unsinnlichen, einen großen Teil des Jahres nebelverwischten Landschaft. Hier also liegt nicht Umriß, sondern schimmernde Dämmerung, nicht die Form, sondern der Inhalt in seinem „Wesen“ und seiner in sich bleibenden Selbstbewegung zugrunde. Das ergibt als Grundelement Hintergrund, Strömen, Einbeziehung, Fülle, Unendlichkeit.

Raum haben wir dies Schema hingesezt, so möchten wir es beinahe wieder zurücknehmen; so sehr verführen diese Positionen zu rohestem Schematismus und zu allzu schlichten Werturteilen. Es hat denn auch auf beiden Seiten kleine, ja größere Geister genug gegeben, die jene Positionen in diesem Sinne ausgenüzt haben. Wie viele Deutsche haben immer wieder gepredigt, nur das ewige Wühlen und Stürmen, das ungeheuerliche Hinausschießen über Alles sei menschenwürdig und des Deutschen würdig; alle fertige Gestalt sei eng, glatt und spießbürgerlich. Und andrerseits wieder: Wie viele Franzosen haben sich durch Maß und Gleichgewicht als Erbe der Antike gefühlt, und die Deutschen als die nebulösen, zuchtlosen, berauschten Barbaren dem gegenübergestellt. Dabei war bei den lautesten Wortführern auf beiden Seiten die Verkezerung von Form oder von Hinausschießen über die Form oft nur je eine Unfähigkeit dazu. Trotzdem handelt es sich hier um wesenhafte, unerschöpflich fruchtbare Lebensgegenstände, die nur dann zur Waffe der Polemik werden, wenn sich der Mensch darin verhärtet und bewußt absolut setzt. Dann sind sie aber schon entartet, wie es im Laufe der beiden Geistesgeschichten mehr als einmal eintrat. Tieferen Aufschluß zu gewinnen, muß man jene Geistesstellungen in ihrer positiven Ausgestaltung betrachten. Dann erscheinen ohne weiteres die eigentlichen Kerngebiete der geistigen Erzeugung, auf welchen sich nach der umrissenen Grundausrichtung die beiden Kulturgeister entfalten mußten: in Frankreich bildende Kunst, aphoristische Gesellschaftsphilosophie, Roman; in Deutschland Musik, systematische Metaphysik, Lyrik.

Das erweist sich alsbald an der Geschichte. Daß das französische Ideal von Form und Endlichkeit der Antike entstammt, ist selbst im Mittelalter nicht ganz verwischt, wo germanisches Volkstum im Norden Frankreichs noch stark ist und seinen Einfluß durch eine reiche Buntheit und Vollständigkeit der Kultur an den Tag legt. Die Gotik, die größte Schöpfung des französischen Geistes überhaupt, bringt eine ewige Zusammenfassung des französischen Formstrebens mit der christlich-germanischen Unendlichkeitsidee. Die französische Renaissance verstärkt das Einströmen der Antike

und entfesselt noch weiter unbekümmerte Lebensfülle, welche durch die Religionskriege zur Zuchtlosigkeit, ja Roheit getrieben wird. Um 1600 kommt der große Umschwung, mittels dessen Frankreich nach der Meinung vieler erst richtig zu sich selbst kommt. Durch die bewußte Sprachreform, durch den Rationalismus und Moralismus eines Corneille und Descartes siegt auf der ganzen Linie das Ideal der Form, des Maßes, der Haltung und Zurückhaltung, der Abschneidung alles Üppigen und unbekümmert Wuchernden. Bald zwar wird später diese Selbstbeschränkung Vorwand, den sich angeborene Schwächlichkeit sucht, wird philiströs und klassizistisch. Aber während des Grand siècle mangelt der Lebensstoff nicht, um immer wieder große und gespannte Ausformungen jener französischen Klassik zu ermöglichen. Es gibt da machtvolle Gestaltungen, die so lautlos sind, daß man hinzuhören muß, um zu hören, wie Druck und Zug gebändigter Kräfte hinter den steinernen Formen leben. Eine Prinzessin von Cleve, eine Phädra, die seelsorgerischen Briefe eines Fénelon, die Führungsgestalten von Port Royal<sup>1)</sup> — das sind Verwirklichungen, deren Haltung, eng über gesellschaftlicher Sitte geformt, ihrer Lebensmächtigkeit nichts abzieht, sondern sie noch bebend verinständigt.

Aber indem diese Lebensmächtigkeit sich verdünnt, gelangt die rege und hochgespannte Kunst- und Gesellschaftstheorie nicht zum Begreifen, worauf denn die offenbare Verwesenlosung der nachklassischen Formschöpfungen beruht; denn die Lebensmächtigkeit ist vom theoretischen Ansatz der Formidee aus nicht als Begriff zu erreichen. Diese Theorie sieht dann immer nur den Rückfall in den Schwulst, der aber nun nicht mehr Überfülle, sondern aufgeblasene Schwäche ist. — Die Kunst- und die Gesellschaftstheorie gehen in diesen Jahrhunderten in Frankreich immer aufs engste Hand in Hand. Das liegt weitgehend an ihrer starken Beziehung auf den Hof, d. h. auf Erfolg, welcher aber innerhalb des scharfen Wettbewerbs und in einem Medium, das durch ein immer engeres Spiel um Macht, Einfluß, Geld, Ruhm, Fürstengunst und Frauenliebe aufs höchste — auch geistig — verfeinert ist, sehr schwer zuteil wird. Daher kommt das gemeinsame Ideal und Wertkriterium dieser beiden Disziplinen; Plaire, gefallen, ein an sich flacher Begriff, der neben der äußerlichen Erfolgsbeziehung auch durch seine Blindheit gegenüber der Lebenstiefe sich der Kunst bald als Schranke auferlegt.

So höhlt sich das klassische formale Ideal ziemlich bald aus, und um 1730 ist nur noch ein klappriger Schemen davon vorhanden. Alle die feinen Grundbegriffe und Urwörter des Louis-quatorze sind im Régence bereits

<sup>1)</sup> Nießsche, der eine unleugbar feine Empfindung hatte für schlechte Manieren in der Religion, für einen gewissen Pietismus, der sich mit unverschämter Selbstverständlichkeit mit seinen wichtigsten Interessen in Gottes Fürsorge festnistet, sah sehr schön, wie die tiefsten und edelsten Dinge des klassischen französischen Katholizismus in positivem Zusammenhang mit Bien-séance, der schönen und damit eben mehr als schönen Form im Umgang stehen. („Morgenröte“, 192.)

in unvorstellbarem Maße ausgeleiert. Ebenso groß wie der moralische ist in dieser Zeit der intellektuelle Leichtsin, die Frivolität, die jämmerliche Seichtheit in allem Geistigen, wozu die französische Geistesform immer Gefahr bot, wenn sie über alle Tiefen weg der Pointe nachhezt. Aber die Pointe ist das, was undämpfbare, unerschöpfliche Lebendigkeit vortäuschen soll, und dies führt auch in der Entartung weiter. Ganz ist das Bewußtsein des „Lebens“ auch in der französischen Formkultur nie verloren gegangen. In der Ästhetik und der Gesellschaftstheorie des 17. Jahrhunderts irrlichtert die vermißte Dimension immer in tausend feinen Einzelzügen um die Grundproportion herum. Schließlich ist es aber, ansatzweise schon ziemlich frühe, gerade deren ernsteste Vertiefung, gerade der Erfolgs- und Gefallens-Gesichtspunkt, Versagen gegenüber nun ganz zu Ende gedacht, der hier eine neue Türe aufstößt. Der Imperativ zu gefallen hatte eine große Scheinwelt hervorgezaubert, da nur diese Beziehung des Gefallens wesentlich war. Die Feinheit dieser Welt kam aber nicht nur von der Feinheit, die der Schein gewinnen mußte, um zu überzeugen, sondern auch von einem tiefen, mitschwingenden Bewußtsein, daß Schein über Erscheinung mit dem besten Sinne von Form verbunden bleibe. Sobald man nur die Untersuchung zu Ende trieb, wozu man infolge des immer größeren und feineren Angebots an überzeugendem Schein genötigt wurde: die Untersuchung nämlich, wie der feinste, erfolgverheißendste Schein zu erzeugen sei — so war schließlich die Antwort unausbleiblich: nur durch die Wirklichkeit. Diese Dimension wird gewährt und eröffnet durch den Einbruch des englisch-germanischen Ideals in die Mitte des 18. Jahrhunderts; es gewinnt eine französische Form in Rousseau.

Der Stil Louis-seize, der die Antike als das „Natürliche“ erscheinen läßt, schließt sich über diesen Natur-Begriff an, und eine neue Klassik sucht sich mit Chénier, David und dem Empire durchzusetzen. Aber weder mit diesem, noch mit Ingres, Puvion de Lavallée und den Parnassians kommt es wirklich zu einer neuen Klassik. So interessant diese Erscheinungen echte Züge der Klassik zu erneuern streben, so bleibt das Dünne allzu nahe, und keinen Augenblick vermögen sie ihrem Jahrhundert den Stempel aufzudrücken. Aber auch die Romantik, die, obwohl ursprünglich ausländisches Gewächs, doch über den Lebendigkeitstult starkes Anrecht auf echt französische Tradition gewann, hält Frankreich nicht in ihrem Schoße fest.

Was das 19. Jahrhundert hier eigentlich kennzeichnet, ist eine Erscheinung jenseits dieser Gegensätze. Sie übernimmt von der Klassik das „Nüchternere“ (sobriété), welches darauf verzichtet, maßlose ideelle Hintergründe aufzureißen; von der Romantik das Abstellen auf die Lebendigkeit und auf die Fülle des Sinnlichen; also Dinge, die ziemlich leicht ein Ganzes geben können. Worin fast alle Richtungen einig sind, ist die Natur, das Leben „wie es ist“ festzuhalten — dies nicht im Sinne eines dogmatischen Naturalismus, sondern als eine rätselhafte, süße und entseßliche Einmalig-

keit und ohne Vermischung mit Ideen. Das gilt für die beiden großen Hauptgebiete des französischen Geistes im 19. Jahrhundert, die Malerei und den Roman. Im Roman richtet sich die französische Sprache mit ihrem klassischen Natürlichkeitsideal, deren „Einfachheit“ ein hochzusammengesetztes Entwicklungserzeugnis ist und daher bei mancherlei Starrheit der Mittel hohen Nuancenreichtum einschließen kann, umschweiflos auf das Unererschöpfliche, aber Berufungslose der menschlichen Seele, besonders innerhalb der Gesellschaft. Die Malerei entsagt gleichfalls mehr und mehr den ideellen Vorwürfen und Vorwänden. Das Natürliche wird hier nicht als Gegensatz zum Geist Gegenstand einer sehnsüchtigen Lebensphilosophie wie in Deutschland; es bleibt ideell unbeachtet, und damit erblüht es mit besonderem Reichtum in seiner existentiellen Schilderung. Insbesondere das Erotische wird nicht philosophisch erweicht, es bleibt in sich selbst, bleibt das Komische und Tragische, bleibt das ganz Bedeutungslose, Frivole, Leichtfertige, aber auch das ganz Ausweglose, Unüberwindliche, Zermalmende. Schon dies ergibt die merkwürdige Zweiteilung dieser so einheitlichen Nation im 19. Jahrhundert. Das breite Volk kann mit Anmut leichtsinnig sein, allerdings auch mit Nichtsnutzigkeit, sogar in Dingen, wo es keinesfalls erlaubt ist. Der Franzose kann sich sein Dasein innerlich und äußerlich derart verflüssigen, rhythmisieren, stilisieren, daß die tänzerische Form den Inhalt ganz aufzehrt, daß die ästhetische Gelöstheit, die Lösung durch den Ausdruck eine logische und moralische Lösung vortäuscht (die schönsten Beispiele sind später die Filme von René Clair). Das ergibt eine ungeheure Entlastung, aber auch eine große Gefahr. Die beseitigte Last wälzt sich mit voller Wucht auf das andere Extrem jenseits einer breiten Spießbürger-schicht, auf die wirklich Geistigen. Sie haben sich auf Gedeih und Verderb auf dem „Leben“ eingeschifft, wie es aktuell, rein gegenwärtig sich bietet. Ganz aber und mit Bewußtsein auf die Lebendigkeit des Lebens angewiesen zu sein, das treibt auf die Dauer ins Negative; das macht die Bilanz zu Null. Graufiger ist das Nichts der sich selbst überlassenen Dinge vom Deutschen nirgends auf gedanklichem Wege entschleiert worden, als vom Franzosen auf dem Wege der Lebensschilderung.

Nun zur Wesensentwicklung des deutschen Geistes — die wir notgedrungen ebenso stark vereinfachen und für bestimmte Zeiten fast punktuell zusammendrängen müssen. Kein Volk wohl hat die furchtbare Situation am Ende des Mittelalters so gewaltig erlebt wie das deutsche. Der bergende mittelalterliche Stufenbau von Natur zur Übernatur war gesprengt, die Stufen waren abgebrochen: Auf der einen Seite klappte die aufgerissene Unendlichkeit des Weltalls, auf der andern war der Mensch in sich selbst zurückgeworfen und eingeschlossen. Düstern brach der Vorabend der Reformation herein. Das Ich rang in sich selbst, nach außen, nach Gestalt, wie in einem zäh verfilzten Sumpfe. Besonders die große Malerei und Plastik, welche Deutschland in dieser Lage als irgendwie einmalige Sache hervortrieb, reden von diesem Kampf. Mächtige Kräfte sind am Werke,

aber sie brechen nicht durch, es bleibt das entscheidende Innere allzu sehr in Dumpfheit, Qual, Unfreiheit hängen, ohne zu wissen, wie ihm geschieht. Die Form ist schwer, spröde, ungelöst (wo sie flüssiger ist, ist sie Verrat und Drückebergerei), das Innere wird nicht voll abgebildet. Der Mensch kämpft sich ab und weiß nicht klar, wo sein Ziel liegt. Welch ein Schauspiel, daß sich ein Volk aus der letzten Gespanntheit ziellosen Leidens ein einziges Werk abringt, das alles sagt: ein ganzes Zeitalter und seine Tragödie, auf einem Gebiete, auf dem es nie vorher und nie nachher sein Letztes geben wird. Wir meinen den Isenheimer Altar.

Die Versuche politischer Neugestaltung verfangen sich in der Eingeschlossenheit des Einzelnen in der Metaphysik seines Ichs. Ähnliches bildet sich deutlicher oder undeutlicher in den religiösen Kämpfen der Zeit ab. Das maßstablose Mit=sich=allein=sein des Ich, so ehrlich, so wesenhaft eines Teilrechts überzeugt, so kräfteschwanger es ist, ist trotz heftigster Feindschaft Luthern und den Spiritualisten gemeinsam. Das Alles=oder=nichts dieser Position kann auch nicht durchgehalten werden. Der Versuch, durch naive Kanonisierung der eigenen Schriftauslegung zu einer objektiven Gestaltung des Glaubens zu gelangen, bleibt im letzten ebenso privat wie die Kirchengestaltung. Alle Heftigkeit der Polemik täuscht nicht darüber hinweg. Der Versuch, die Religion in einer radikal antimystischen Weise ganz ins Äußere, ins Du zu befestigen (heute von Buber und Gogarten erneuert), bleibt bei Luther allzuoft das Sichüberschlagen einer gestaltunfähigen<sup>2)</sup> Innerlichkeit. Immerhin findet die Haltung der reinen Innerlichkeit später ein großes Gebiet, wo sie ganz wesenhaft wird: die Musik, in der das Ich völlig innerlich mit sich allein sein darf und doch Gestalt, ja gerade darin Gestalt schafft.

Nach der tödlichen Erschlaffung, in welche der fruchtlos verkämpfte Drang nach Gestalt um 1600 gesunken war, erfolgt ein neuer Ausbruch im Barock; aber er gelingt auch nicht ganz. In den tragischen Fällen zeitigt der Wille, der sich umso eher das Äußerste und Ungeheure zum Ziele nimmt, als er irgendwo weiß, nur Wille zu sein — einen Krampf, der sich selbst hemmt. Anderwärts gelingt, von glücklicher Leichtigkeit bestimmter Stammescharaktere unterstützt, ein Sichhinausstehlen, das vor dem völligen Leichtsinne zu den beglückendsten Dingen gelangt. So die große Baukunst um 1700, welcher zu einer guten Stunde der Entspannung, des Offenstehens in einer romanisch angeregten Sinnenfülle sich auszubreiten glückt.

<sup>2)</sup> Sehr deutlich ließe sich diese Eigenschaft aus dem Stile Luthers machen, so besonders aus seiner Art, zur völligen Ausschöpfung einer Vorstellung in unstrukturierter Weise synonyme oder ähnliche Begriffe aneinanderzuhäufen — was sich auch bei vielen deutschen Zeitgenossen Luthers findet, so besonders bei Sebastian Franck. Calvin übernimmt mit vielem andern stellenweise diese Manier, die jedoch dann in seinem kalten und klaren Französisch eine ganz andere Funktion erhält. Über vier Jahrhunderte hinweg läßt sich dann dieselbe gestaltlose Stilart wieder bei dem stark deutsch beeinflussten H.-J. Amiel feststellen.



Der entscheidende Ansturm auf Sache und Gestalt erfolgt um 1800; und dies ist mit dem perikleischen Zeitalter und der italienischen Renaissance wohl das größte Schauspiel, das die Menschheit geboten hat. Der Versuch wird sehr tief innen angelegt, vielleicht zu tief. Das Ich holt so weit aus, daß es rückwärts in sich selbst einbricht; es erfindet sich selbst als neue Dimension des Denkens. Sturm und Drang zerrütteten schon das Äußere, die Philosophie setzt das fort, schließlich zerstört der absolute Idealismus den Gegenstand völlig. Goethe und Hegel gebieten Einhalt; jener hat Sturm und Drang, dieser den romantischen Idealismus durchlebt und überwunden. Das rein Innerliche ist ihnen nichts; wirklich ist nur, was erscheint. Aber gerade bei Hegel ist die strengste Auferlegung von Form, von Sache so ungemein tief innen befestigt, daß die Spannung reißen muß. Während in der Breite sich die Sachbesessenheit des 19. Jahrhunderts auslebt, schwelgt sich das große Zeitalter der deutschen Lyrik in den Herrlichkeiten des inneren Reichs der Seele aus. Die Musik zeugt sich, eng damit verschwistert, fort. Nietzsche steigert die maßlose Selbstdurchdringung des Ich bis zu einem unüberschrittenen Grade der Selbstentschleierung, der fast nur noch tragisch ist. Hier, an der Jahrhundertschwelle, halten wir, wie bei Frankreich, ein.

Nun ist zu erklären, wie zwei Völker, die sich so ergänzen könnten, weithin geistig haßvoll aneinander vorbeigelebt haben. Das kommt so: Der Gedanke der Form und Grenze ergibt notwendig eine absolute Absehung von Licht gegen Schatten, von Form gegen Nichtform, gegen das, was jeweils Nein ist; ein Denken in Alternativen: gut gegen böse, Wahrheit gegen Lüge, ja gegen nein. Die Innerlichkeit andererseits ist sich das Allumfassende; dieser Gedanke führt zu mystischer oder naturhafter Einheit der Gegensätze, Übergreifung und Überflutung von allem Ausschließlichen mit einem einheitlichen Medium. Jenes ist der Typus der Moral, dieses der der Religion — wenn wir beide als rein menschlich-psychologische Anlagen nehmen und auf ihre schärfste Ausprägung bringen. Die extreme Ausprägung ist nicht die wahrste, aber oft die aufschlußreichste. Das zeigt sich schon im Mittelalter an den beiden Völkern, als die Sekten bestimmte Ideen mit unvorstellbarer Radikalität zu ihrem Äußersten hintreiben. Eigentlich romanisch war damals in Frankreich die römische „Provinz“ und das übrige Gebiet der Langue d'Oc. Im Hochmittelalter war Occitanien weithin beherrscht von den Katharern, einer nichtchristlichen Sekte, welche schroffsten Dualismus von Gut und Böse, Licht und Finsternis predigte und von den Auserwählten allerschärfste Askese und Lebensverneinung forderte. Die Masse dagegen darf leben wie sie will, ihre Religion ist auf eine Befehrung unmittelbar vor dem Tode beschränkt. Hier haben wir das rein Alternative, das gegenüber dem Ganzen des Lebens zur Heuchelei führen kann<sup>3)</sup>. Im nordfranzösischen Gebiet der germanischen Ein-

<sup>3)</sup> Es wird bei diesem Hinweis kaum daran gedacht, daß die neumanichäische

wanderung entsteht ungefähr gleichzeitig eine bald starke pantheistische Bewegung, die nach Deutschland übergreift und, dort ihr eigentliches Feld findend, stellenweise breite Volksmassen gewinnt. Es sind die „Brüder vom freien Geiste“. Sie lehren, daß alles gut ist, was von Gott kommt; dem Vergotteten ist also alles erlaubt. Die Ernsten fassen dies gleichfalls im Sinne strengster Askese auf: Erst der ist vergottet, den nach dem Natürlichen nicht mehr gelüftet. Die Masse dagegen meint dabei einfach die Natur: ihr ist alles göttlich, jeder ist von Natur bereits vergottet, und es kommt zu brutalen Ausschreitungen. Hier haben wir das ganzheitliche Denken in extremer Form und seine Gefahr.

Die französische Geistigkeit hat sich dann immer weiter nach der Alternativen hin entwickelt. Sie tritt mit Schärfe auf Gut oder Schlecht, Recht oder Unrecht, Richtig oder Falsch, Vernunft oder Unsinn, Licht oder Finsternis hin an die Dinge heran. Sie sieht das Ja lediglich, hinlänglich und ganz auf der einen Seite. Das führt in den großen Fällen, wo äußerste Bewußtheit und Gewissenhaftigkeit am Werke ist, zu bedeutender Klarheit, Entschiedenheit und Rechtlichkeit. Aber der Mensch, und besonders die Masse, kann nicht von Scheidungen, kann nicht ohne das Ganze leben. Und dies Ganze des Lebens bleibt dann allzuoft einfach hinter dem Rücken des Bewußtseins und ungeprüft. Man führt ein pompöses Gerichtsverfahren in einem scharf belichteten Einzelbezirk auf — natürlich besonders wenn man dabei selbst bestimmt auf die positive Seite zu

---

Seite den französischen Volkscharakter beeinflusst habe, ja nicht einmal umgekehrt, sondern was uns hier interessiert, ist die gesetzmäßige, sozusagen phänomenologische Auswirkung der Grundform eines Volksgeistes auf seinen einzelnen Gebieten. Das wird noch deutlicher, wenn wir das französische Denken mit dem eines räumlich und zeitlich ganz fernliegenden Volkes vergleichen, das gleichfalls von einem scharf alternativen, zweiseitigen Grundgefühl ausging: dem der alten Perser. (Daß in jener neumanichäischen Sekte persische Gedankenelemente einen starken Anteil besitzen, ist außer Zweifel.) Eddard Lehmann führt in seiner ausgezeichneten Darstellung des persisch-zarathustrischen Denkens diesen Charakter gleichfalls auf die „Landschaft“ zurück: die scharfen Unterschiede zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter, fruchtbarem und wüstem Land — während, darf man hinzufügen, in Indien ein nah verwandtes Volk mit auf Grund eines gegensatzlosen Klimas zu einer monistischen, den Widerspruch dialektisch mißachtenden Weltanschauung gelangte (vgl. „Mensch und Gott“, Paul Haupt, Bern-Leipzig 1942). Der persische Geist ist verstandesmäßig und juristisch: Zwischenstufen zwischen Gut und Böse, oder Gnade gibt es für ihn nicht. Es wird Gott für den gesetzmäßigen Verlauf der Welt gedankt. Gottes Wesen ist vollkommene Erkenntnis, d. h. klare Unterscheidung zwischen Gut und Böse; das Böse ist dagegen seinem Wesen nach Lüge, Selbstbetrug, Verworrenheit. Die Feinde des persischen Volkes — Griechen, Araber — haben an dieser schwindelhaften Verworrenheit teil und sind wesensmäßig teuflisch (man denke etwa an Massis, Maurras). Die persische Ethik hat einen streng formalen Charakter und zeigt eine „abstrakte Steifheit“, deren Konsequenzen sich gegen das Leben selbst richten. So gelangt diese unvergleichlich lebensfreundliche Weltanschauung zu einem System von formalistischen Reinigungen, durch deren Maschen das eigentliche Leben hindurchfällt; man kann da die Neigung des französischen Geistes, sich in negativen, rationalistischen Freiheitsbegriffen genugzutun, zum Vergleich heranziehen.

stehen kommt —, der aber nach beiden Seiten scharf abgeschirmt ist. Und dort kann dann das Leben als Ganzes im Dunkeln munkeln. Das hat zugleich noch den ungeheuren Vorteil (wie wir schon andeuteten), daß das Natürliche weitgehend unbewußt bleibt; und dem verdankt die französische Kultur in den großen Fällen ihr reizvolles irrationales Beieinander von Verstandesklarheit und Sinnenfülle. Aber in den geringen Fällen, besonders in demjenigen von Machtpolitik aus angeblichem selbstlosem Rechtsvorkämpfertum führt es zu böser Heuchelei.

Der deutsche Geist geht dem gegenüber ganz bewußt auf Einheit, auf einheitliche Lebenskraft und Lebensfülle, die alle vernünftigen Gegensätze erst sekundär in sich hegt. Seine Grundalternative ist nicht Wahr oder Falsch, Gut oder Schlecht, sondern Wesenhaft oder Wesenlos, ja (zunächst in diesem Sinne) Wirklich oder Unwirklich. Das Wahre ist das Ganze, sagt Hegel. Die ganze deutsche Philosophie ist Lebensphilosophie, kreist hinter allen Vernunftbestimmungen und =Scheidungen bewußt um den Begriff des Lebens und seine Einheit. Kant wirkte nur als Moment äußerster Spannung, umso mehr, als er ja dann in der „Urteilkraft“ selbst zu jenem Bewußtsein gelangte. Von da an kommt es sehr schnell zur Erfindung einer neuen Form des Denkens, der Dialektik. Es ist eine lebendige Bewegung, die alle Alternativen aus sich gebiert, umspült und überströmt und wieder in sich auflöst: Die Einheit der Gegensätze. Das gibt eine große ehrliche fruchtbarkeitsströmende Gesamtanschauung des Geistes — indem die Bedingtheit des einzelnen durch das Ganze immer im Vordergrund steht und die von der Einzelalternative gestellt Frage als sinnlos erscheint vor der Kraft-, Wesens- und Seinsfrage des Ganzen. Aber wie die Dialektik schon in der deutschen Philosophie von 1800 u. a. zu einer Abstumpfung der intellektuellen Gewissenhaftigkeit dem einzelnen gegenüber geführt hatte, so bietet die ganze Denkweise auch in weit breiterem Rahmen ihre wesentlichen Gefahren. Der Deutsche ist ein weniger instinktsicheres Wesen als der Franzose; seine Sehnsucht ist, die durch rationale Alternativen hervorgerufene grüblerische Selbsthemmung in einer ungemischten Lebensganzheit zu überwinden. Auch hier wirkt sich die Grundhaltung bei den mehr oder den minder Gewissenhaften verschieden, fast entgegengesetzt aus. Das tritt am greifbarsten in Staatsdenken und Staatsleben zu Tage. Alle Staaten handeln nach außen und innen im äußersten Notfalle nach der Maxime: „Not kennt kein Gebot“. Aber ein Deutscher mußte es sagen. Das ist Ehrlichkeit; doch wenn die moralische Alternative bewußt unter das Existentielle des Ganzen gestellt wird, so kann das bei kleinen Geistern auch zu roher Hemmungslosigkeit führen.

Wenn man sich von den Gefahren Rechenschaft geben will, die aus einer abgeschlossenen bis zum Äußersten durchgeführten Geistesform entstehen, so tut man gut, das Augenmerk nicht auf die mit allen nötigen Hemmungen ausgerüsteten Edelmenschen zu richten, sondern eben auf diese kleineren Geister, welche überall die Mehrheit bilden, für die sich das Moralische

nicht, auch nicht cum grano salis, von selbst versteht. So stehen sich nach der allergeringsten Typus-Ausprägung hier gegenüber: Heuchelei und Brutalität; Macht, die zufällig, trotzdem sie Macht ist, immer recht hat, und Macht, die wesentlich, weil sie Macht ist, immer recht hat. Die eine Seite läßt das Moralgesetz lügnerisch als leere Fassade stehen; die andere reißt es ehrlich ein. Im einen Fall kann die Ruine wieder ausgebaut werden, im andern Fall kann auf der Ehrlichkeit weitergebaut werden. Ist eines restlos besser als das andere? Allgemeiner: Ist eine Außerlichkeit, die sich bis zum Nichts aushöhlt und entleert, besser, oder eine Innerlichkeit, die bis zum Nichts in sich selbst versinkt, an sich selbst erstickt? Eine Freiheit, die Lösung aber Entleerung ist, oder eine, die Erfüllung aber Fesselung ist? So könnte man die Entgegensetzungen falsch absolut gesetzter Partikularitäten, die zum Nichts führen, weiter häufen.

Aber wenn diese beiden Denkweisen, ohne Vermischung, ohne gegenseitige Abschwächung, sondern in ebenso scharfer wie positiver Auseinandersetzung ihr Aufeinander=angewiesensein sähen und bejahten, so könnte Großes geschehen — unfasslich Großes. Eine Voraussetzung dafür wäre allerdings, daß aus dem äußeren Verhältnis der beiden Völker jede Verschärfung und Vergiftung durch politisch=militärischen Druck für immer ausgeschaltet würde. Nur so könnte der seit 1870 weitgehend festzustellende unfruchtbare geistig=kulturelle Negativismus Frankreichs gegenüber Deutschland überwunden werden. Wie wir in den Jahren der deutschen Unterdrücktheit uns an dieser Stelle mit Leidenschaft für eine gleichberechtigte Verständigung zwischen den beiden Nationen eingesetzt haben, so tun wir es auch jetzt, nachdem sich das Blatt gewendet hat, mit nicht geringerer innerer Beteiligung. Denn das Ziel ist für jeden bewußten Anhänger des europäischen Geistes jeglicher Erziehung wert.

# Politische Rundschau

## Zur Kriegslage.

Die Rede Hitlers zum Heldengedenktag, am 15. März, hat in Beziehung auf Rußland eine neue Formulierung getroffen. „Zerschmetterung des Bolschewismus“ lautete die frühere; und, so gefaßt, erschien sie bis zum Herbst 1941 im Einklang mit der militärischen Entwicklung; und am 3. Oktober 1941 hatte Hitler das Wort gesprochen, das ihm der Stand der Lage damals eingeben konnte: er nannte den Gegner zerschmettert, so, daß er sich nicht wieder erheben würde. Direkt ist dieses Wort bis heute nicht widerlegt worden; allein die militärische Entwicklung des historischen Winters 1941/42 hat jedenfalls indirekt Veranlassung gegeben, die neue Formulierung zu treffen, wie sie dann am 15. März geprägt worden ist: nicht mehr die Zerschmetterung des Bolschewismus, sondern das Zurückwerfen Rußlands von den Grenzen des Kontinents bis nach